

11 2018

Jahrgang 11 (2018)  
Heft 1



## Dossiers zur romanischen Literaturwissenschaft

### Artikel

---

#### Neun Todsünden romanistischer Literaturwissenschaft Ein Erfahrungsbericht

Ralf Junkerjürgen (Regensburg)

HeLix 11 (2018), S. 63-81.

### Abstract

---

Why did romance literary studies lose dramatically its public interest in the past decades though there is still an interest in literature? The following article criticizes nine aspects of the usual ways of investigation and teaching praxis in romance studies which might have contributed to its loss of significance: its wish for autonomy, a sacral understanding of literature, an endogamy in the praxis of investigation, the primacy of secondary literature, the "phantom" lecture, the plethora of literary theory, the loss of the experiential character of literature, the insufficient standardization, the primacy of solitary investigation and the insufficient use of teaching in training linguistic and rhetorical competence.

---

All rights reserved. Dieser Artikel ist urheberrechtlich geschützt. Alle Rechte vorbehalten. Die Weiterverwendung des hier bereitgestellten Artikels ist ohne die ausdrückliche Genehmigung von HeLix (und/oder des Verfassers) nicht gestattet.

# Neun Todsünden romanistischer Literaturwissenschaft

## Ein Erfahrungsbericht

*Ralf Junkerjürgen (Regensburg)*

*Stell dir vor, es gibt Literaturwissenschaft und keiner geht hin.* Viel Fantasie bedarf es dafür leider nicht, denn dies ist bereits jetzt schon Alltag, wenn Studierenden Alternativen zu literaturwissenschaftlichen Seminaren geboten werden. Sie stimmen dann mit den Füßen ab, strömen in kultur- oder medienwissenschaftliche Lehrveranstaltungen und lassen die armen Literaturwissenschaftler etwas ratlos zurück.

*Stell dir vor, es gibt literaturwissenschaftliche Publikationen und keiner liest sie.* Auch das ist bereits Realität. Lange ist es her, dass literaturwissenschaftliche Studien der Romanistik wie Hugo Friedrichs *Struktur der modernen Lyrik* (1956) breit rezipiert wurden. Romanistische „Forschungstätigkeit [hat] nahezu jede Bedeutung außerhalb der engen Grenzen der Zunft“ verloren,<sup>1</sup> konstatiert Hartmut Stenzel, und Frank-Rutger Hausmann kam bereits zwei Jahre früher zu der Erkenntnis, dass die „gebildete Öffentlichkeit [...] romanistische Bücher so gut wie nie“ wahrnehme.<sup>2</sup>

Der Buchhandel macht dennoch weiterhin stabile Umsätze, und das Buch hat seinen Status als Bildungsmedium keineswegs verloren. Auch für Literaten gab es kaum je bessere Zeiten, ist das Netz aus Literaturpreisen und Förderstipendien doch niemals so eng geknüpft gewesen wie heute. Und für die Romanistik bot die Frankfurter Buchmesse gerade erst 2017 mit ihrem Frankreich-Schwerpunkt ein grandioses Schaufenster für die bedeutendste unter den romanischen Literaturen. Wenn Literatur also noch immer eine gesellschaftliche Rolle spielt, warum liegt die romanistische Literaturwissenschaft in Lehre und Forschung dann schon seit längerem im Koma?

Der Grund ist offenbar nicht in der Literatur selbst zu suchen. Denn auch kulturwissenschaftliche Seminare basieren häufig auf literarischen Texten, ohne dass Studierende sich daran stören. Das Desinteresse an der Literaturwissenschaft dürfte vielmehr daher kommen, wie man in der Lehre mit Literatur umgeht. Wenn bereits die

---

<sup>1</sup> STENZEL, „Literaturwissenschaft“, 71.

<sup>2</sup> HAUSMANN, „Vordenker“, 155.

eigene Klientel massiv gegen ein Teilfach ihres Studiums abstimmt, muss man sich fragen, was hier eigentlich falsch läuft.

Die Praxis scheint mir in dieser Hinsicht aufschlussreicher zu sein als Mutmaßungen und Diskussionen darüber, wie die zukünftige Romanistik aussehen könnte. Veränderungen fangen stets bei einem selbst an. Daher möchte ich im Folgenden einiges von dem auflisten, was mich seit 25 Jahren aktiver Romanistik immer wieder gestört hat. Es liegt mir fern, die Kolleginnen und Kollegen an den Pranger zu stellen, jede Kritik richtet sich genauso an mich selbst.

Da unser Patient Literaturwissenschaft im Koma liegt, erlaube ich mir, von Todsünden zu sprechen. Ich wäre froh, wenn es sieben gewesen wären, dann hätte ich im klassischen Bild bleiben können, aber leider komme ich insgesamt auf neun. Die erste darunter ist gleich eine der verheerendsten, weil sich andere aus ihr ableiten und weil sie eine der Hauptursachen dafür ist, dass die Literaturwissenschaft gesellschaftlich isoliert dasteht:

### *Todsünde 1: Das Streben der Literaturwissenschaft nach Autonomie*

Die Literaturwissenschaft löste sich im 20. Jahrhundert aus dem übergreifenden Konzept der Philologie, in dem sprach- und literaturwissenschaftliche Kompetenzen vereint waren, um sich als eigenständige Disziplin zu etablieren. Sie war lange Zeit literarhistorisch ausgerichtet und verwissenschaftlichte sich methodisch vor allem durch den Strukturalismus. Das Streben nach Autonomie war allerdings kein mutiger Vorstoß einer selbstbewussten Disziplin, sondern folgte vielmehr dem Vorbild der Literatur selbst, die sich mit der literarischen Moderne und im Zuge der Ästhetiken von Parnasse und Symbolismus im 19. Jahrhundert selbst für autonom erklärt hatte. Das war bereits damals eine Provokation gewesen. 1892 verurteilte Max Nordau die autonome Literatur in seiner kulturkritischen Schrift *Entartung*,<sup>3</sup> indem er den Symbolisten Eitelkeit, Selbstüberschätzung, verworrenes Denken, Schwatzsucht, „die vollkommene Unfähigkeit zu ernster, anhaltender Arbeit“ vorwarf und spottete, ihnen sei ein Halbvers

---

<sup>3</sup> Die Nazis haben den von dem Zionisten Nordau geprägten Begriff der Entartung später zweckentfremdet; heute ist er dementsprechend tabuisiert, was ein Grund dafür sein dürfte, dass auch Nordaus zivilisationskritische Schrift eher selten herangezogen wird, obwohl sie keine rassistischen Theoreme beinhaltet.

wichtiger als Wirtschaft, Handel, Politik oder Verwaltung.<sup>4</sup> Damit war zwar früh Zweifel an der Sinnhaftigkeit einer „autonomen“ Literatur geäußert worden, dieser verpuffte allerdings in der Dynamik der entstehenden Disziplin Literaturwissenschaft, die natürlich kein Interesse an einer solchen Skepsis haben konnte.

Die Literaturtheorie verfestigte die Autonomie ihres Gegenstands in der Schaffung einer eigengesetzlichen (National-)Literaturgeschichte und später in den Konzepten des literarischen Feldes und der Intertextualität, wobei andere Faktoren und Kontexte weitgehend nebensächlich wurden. Gewiss war kaum jemand so verblendet, eine absolute Autonomie der Literatur zu postulieren, in der Praxis aber ließ man literarische Texte meistens mit literarischen Texten kommunizieren. Literaturgeschichte wurde dabei als Geschichte der ästhetischen Erneuerungen verstanden. Das hatte weitreichende Folgen: Erstens konnten soziohistorische Kontexte hierbei schnell zweitrangig werden, zweitens war damit eine Konzentration auf die so genannte Höhenkammliteratur und die Avantgarden gelegt, was drittens dazu führte, dass die kulturhistorisch meist weitaus repräsentativere populäre Literatur kaum beachtet wurde. Zwar haben bereits die 1960er und 70er Jahre unter führenden Theoretikern wie Umberto Eco weitgehend mit diesem Missstand aufgeräumt, aber es war zugleich derselbe Eco, der mit seiner Literaturtheorie der Postmoderne die Vorstellung von einem autonomen literarischen Universum verfestigte, zu dessen Metapher Borges' Bibliothek von Babel avancierte – auch wenn man Eco gewiss nicht als Autonomisten ansehen darf.

Die Literaturwissenschaft hat im Laufe dieser grob skizzierten Entwicklung eine geradezu sakrale Auffassung von ihrem Gegenstand gewonnen, dem sie eine Sonderstellung in der Kultur-, ja Menschheitsgeschichte einräumt. Diese Grundüberzeugung findet sich nicht nur bei den traditionellen Literaturwissenschaftlern der älteren Generationen, sondern auch bei den progressiven, die um ständige Selbstreflexion und Infragestellung ihrer Disziplin bemüht sind wie Ottmar Ette.<sup>5</sup> Historisch ist das zwar nachvollziehbar, da Praxis und Methoden der Interpretation in letzter Konsequenz auf die Kirchenväter zurückgehen und die frühe Literaturwissenschaft eindeutig philologisch war, weil sie Sprachforschung und Textpflege zusammendachte. Aber bei

---

<sup>4</sup> NORDAU, *Entartung*, 182 und 186.

<sup>5</sup> So erst rezent in ETTE, „Romanistik in Bewegung“, 246.

dem heute weitgehend etablierten Verständnis von Kultur als Text darf Literatur keinen Anspruch mehr auf Sonderstellung erheben, sondern kann nur eines neben anderen Medien sein. Selbst wenn es für bestimmte Epochen kaum andere als textliche Zeugen gibt, lässt sich daraus keine allgemeine Sonderstellung der Literatur ableiten. Die Literaturwissenschaft selbst ist sich dessen wohl bewusst, denn sie dehnt den Literaturbegriff je nach Epoche neu aus: Werden im Mittelalter quasi alle Textzeugnisse berücksichtigt, so schränkt sie die Textauswahl in späteren Epochen pragmatisch auf Lyrik, Prosa und Drama ein, wobei kaum je thematisiert wird, dass Theaterstücke eigentlich Inszenierungsvorlagen und keine Lesetexte sind. Alleine vor dem Hintergrund eines solchen diffusen Literaturbegriffs lässt sich überhaupt nicht rechtfertigen, warum visuelle und audiovisuelle Zeugnisse in der romanistischen Lehre und Forschung nicht präsenter sein sollten.

Das Pochen auf Eigengesetzlichkeit der Literatur besaß und besitzt natürlich strategische Vorteile, denn wer einen eigenständigen Gegenstand hat, darf auch eine eigenständige Disziplin sein. Und je komplexer der Gegenstand ist, desto höheres wissenschaftliches Ansehen steht auf dem Spiel. Der Preis dafür war jedoch, dass mit immer zahlreicheren Literaturtheorien ein fachinterner Spezialdiskurs entstand, der dementsprechend immer schwieriger zu vermitteln war und einen immer geringeren Bezug zur Außenwelt besaß. Nun gilt das zwar für alle Wissenschaften, aber die Isolation der Literaturwissenschaft verlief besonders radikal. Denn nicht nur, dass sich die einst verschwisterten Literatur- und Sprachwissenschaft schon bald nichts mehr zu sagen hatten, die Literaturwissenschaft taugt auch als Hilfswissenschaft für andere so gut wie gar nicht mehr. Historiker und Soziologen greifen zwar gerne auf literarische Zeugnisse zurück und verwenden mitunter Begriffe der Narratologie, können mit literaturwissenschaftlichen Interpretationen selbst jedoch kaum etwas anfangen.

Sogar Literaten haben wenig Verständnis für eine so verstandene Autonomie. Günter Grass plädiert in *Ein weites Feld* vehement gegen die disziplinären Besitzansprüche der Gegenstände, wenn er seinen Fonty von dessen Gymnasiallehrer schwärmen lässt: „Von allen Lehrkräften am Neuruppiner Gymnasium ist mir einzig Dr. Elssner deutlich geblieben, weil dieser es verstand, beim Deutschunterricht mit

geschichtlichem Zitat und beim Geschichtsunterricht mit literarischen Belegen die unsinnige Trennung dieser Fächer aufzuheben.“<sup>6</sup>

Literaturwissenschaftler haben diese Trennung jedoch meistens so weit verinnerlicht, dass es als verpönt gilt, Literatur als historisches Dokument jenseits der autonom gedachten Geschichte der Ästhetik zu verstehen. Die Isolation der Disziplin reicht damit noch weiter als eingangs geschildert: Nicht nur, dass die eigenen Studierenden und die Öffentlichkeit kein Interesse an ihr haben, sie taugt noch nicht einmal als Hilfswissenschaft für affine Disziplinen. So auf sich allein gestellt, kann die Literaturwissenschaft also am besten mit sich selbst zusammenarbeiten – ihr zweites kapitalesses Problem:

*Todsünde 2: Literaturwissenschaftliche Endogamie oder die Promotion als ‚hidden curriculum‘ der literaturwissenschaftlichen Ausbildung*

Angesichts ihrer schwindenden Anschlussunfähigkeit ist die literaturwissenschaftliche Forschung auf die Befriedigung ihrer eigenen Bedürfnisse ausgerichtet und dient in erster Linie der Reproduktion des Personals. Es ist bezeichnend, dass Dissertationen und Habilitationen in Deutschland die wichtigsten Forschungsbeiträge der großen Mehrheit der Literaturwissenschaftler bleiben. Wer einmal auf einer Professur sitzt, hat es schwer, noch eine Monografie zu schreiben. Dies ist zwar auch der Beschleunigung des Wissenschaftsbetriebs, dem Drittmitteldruck und den Arbeitsbedingungen der unterfinanzierten deutschen Universität geschuldet, aber es liegt ebenso daran, dass keine Notwendigkeit dazu besteht, weitere Monografien zu verfassen. Nach den endogamen Liebesdiensten an den zwei Qualifikationsschriften ist den meisten offenbar die Lust vergangen, sich freiwillig weiter an den Großformen abzurackern. Das schlechte Gewissen wird gerne durch einen maßlosen Eifer von Herausgaben beruhigt, die zwar die eigenen Publikationslisten in Rekordzeit aufblähen und die Verlagsindustrie ankurbeln, aber oft aus so kurzen und so heterogenen Einzelbeiträgen bestehen, dass ihr wissenschaftlicher Mehrwert gering ausfällt. Damit wir uns nicht falsch verstehen, wiederhole ich, dass ich mich selbst in diese Kritik wie in alle anderen miteinschleibe, denn ich habe diese Praxis lange Zeit brav mitgetragen. In

---

<sup>6</sup> GRASS, *Ein weites Feld*, 248.

Großbritannien ist der hektische Sammelbandausstoß längst verpönt, man kann nur hoffen, dass sich diese Erkenntnis bald auch im deutschsprachigen Raum durchsetzt und nicht mehr aus jeder noch so kleinen Sektion einer Tagung eine Publikation herausgestanzt werden muss.

Für die Studierenden hat die fachliche Endogamie die bedenkliche Konsequenz, dass das gesamte literaturwissenschaftliche Studium zu einer Vorbereitung auf die Forschungsarbeit wird und die Promotion zum *hidden curriculum* macht. Michel Houellebecqs Hauptfigur aus dem Universitätsroman *Soumission*, ein Literaturwissenschaftler, der sich auf Huysmans spezialisiert hat, hält diesbezüglich ironisch und nüchtern fest:

Les études universitaires dans le domaine des lettres ne conduisent comme on le sait à peu près à rien, sinon pour les étudiants les plus doués à une carrière d'enseignement universitaire dans le domaine des lettres – on a en somme la situation plutôt cocasse d'un système n'ayant d'autre objectif que sa propre reproduction, assorti d'un taux de déchet supérieur à 95%.<sup>7</sup>

Aber damit nicht genug. In der lüstern-schwülen Atmosphäre der Endogamie gewinnt die Forschungsliteratur einen unwiderstehlichen Reiz. Das ist zwar in allen Wissenschaften tendenziell ähnlich, aber in der Literaturwissenschaft wird es besonders pikant, weil die Hierarchie von Gegenstand und Methode damit umgekehrt wird.

### *Todsünde 3: Sekundärliteratur ersetzt Primärliteratur*

Wie absurd diese Umkehrung ist, hat erneut Günter Grass am Beispiel der Germanistikstudentin Martina Grundmann veranschaulicht, die Hauptfigur Fonty von ihrem Studium erzählt:

Ganz ungehemmt gab Martina Grundmann zu, so gut wie nichts vom Unsterblichen [=Fontane] gelesen, doch immerhin die Fassbinder-Verfilmung von ‚Effi Briest‘ gesehen zu haben. „Aber Sekundärliteratur kriegen wir mit, jedenfalls so viel, daß man den Durchblick hat und ihn einordnen kann, wie unser Prof sagt, ungefähr zwischen Raabe und Keller...“<sup>8</sup>

Als Konsequenz der Autonomie der Literaturwissenschaft ist das Erleben der Literatur, der sinnliche, eigentlich künstlerische Teil überflüssig geworden. Ich bilde mir nicht

---

<sup>7</sup> HOUELLEBECQ, *Soumission*, 17.

<sup>8</sup> GRASS, *Ein weites Feld*, 296.

ein, damit etwas Neues zu sagen, denn leider ist dies schon viel lange und viel zu oft wiederholt worden. Bereits 1964 hat Susan Sontag scharfzüngig angemerkt, dass die hermeneutische Interpretation das Kunstwerk entleere, anpasse und zum Gebrauchsgegenstand mache, und schlussfolgerte daraus zugespitzt, man solle statt Hermeneutik lieber eine Erotik der Kunst betreiben.<sup>9</sup> Eine Form der literarischen Erotik liegt in ihrem physischen Erleben, das Fonty der oben genannten Studentin über eine Rezitation veranschaulichen will, um ihr zu zeigen, dass es einen „möglichen Gewinn beim Lesen von Originaltexten“ geben könne:

Doch Martina und der Prof wussten es besser: Der Urtext sei bloßer Vorwand für das, was Literatur eigentlich ausmache, nämlich den endlosen Diskurs über all das, was nicht geschrieben stehe und über den Urtext hinausführe, ihn nebensächlich, schließlich gegenstandslos werden lasse und so den Diskurs fördere, bis er den Rang des eigentlich Primären erreicht habe. „Irrsinnig interessant finde ich das!“, rief die Studentin im vierten Semester.<sup>10</sup>

Man liest die Primärtexte zwar nicht, weiß aber über sie zu sprechen. Was für Außenstehende nach Magie klingen mag, ist nichts weiter als ein kommunikativer Illusionismus auf der Grundlage eines literaturwissenschaftlichen Taschenspielertricks: der Phantomlektüre.

#### *Todsünde 4: Im Alltag der Phantomlektüre*

Die hohe literarische Produktion spätestens seit dem 18. Jahrhundert überfordert die Lebenszeit eines jeden Literaturwissenschaftlers. Allein mit dem Werk Balzacs könnte man sich Jahrzehnte lang beschäftigen, und auch die Jahresproduktion von ca. 500 französischen Romanen übersteigt die Kapazität von Berufslesern. Vor die Aufgabe der Synthetisierung gestellt, werden traditionelle Literaturgeschichten damit zu einem schier unmöglichen Unterfangen. Das Streben nach Überblick mag zwar einem menschlichen Bedürfnis entsprechen, aber es hat für den Gegenstand Literatur fatale Folgen. So findet der Leser in den Literaturgeschichten eine Fülle von Autoren und Texten, die der Literaturhistoriker selbst gar nicht gelesen hat, denn er muss sich mangels eigener Leseerfahrung auf Sekundärliteratur und Paratexte verlassen und hat gar nicht die Möglichkeit, sich mit den Werken intensiv auseinanderzusetzen.

---

<sup>9</sup> Vgl. SONTAG, „Against interpretation“, 8ff., 14.

<sup>10</sup> GRASS, *Ein weites Feld*, 297.

In der Praxis herrscht damit eine Form der Lektüre vor, über die nicht gerne gesprochen wird und die sich als Phantomlektüre bezeichnen lässt. Damit meine ich alle Formen des Nicht-Lesens im Verbund mit dem Sprechen über eben jene Bücher, die man nicht gelesen hat. Man kann aus dieser literaturwissenschaftlichen Alltagspraxis eine Tugend machen wie Pierre Bayard in seinem Ratgeber *Comment parler des livres que l'on n'a pas lu* oder sie nüchtern typologisieren wie Heinz Schlaffer,<sup>11</sup> es bleibt jedoch ein ebenso absurdes wie scheinheiliges Unterfangen, Diskurse über Gegenstände zu führen, die man eigentlich nicht kennt und dies auch noch als Prüfungsleistung von Studierenden zu verlangen.

Bereits 1975 hat der englische Autor David Lodge in seinem satirischen Universitätsroman *Ortswechsel* (orig. *Changing places*) ironisch über die geheuchelte Fassade von Bildung und Belesenheit hergezogen: Seine Literaturwissenschaftler treten in dem Gesellschaftsspiel „Demütigung“ gegeneinander an, dabei muss „jeder ein bekanntes Buch nennen, das er nicht gelesen hatte“ und bekommt einen Punkt für jeden Mitspieler, der es kennt. Bei diesem „intellektuellem Strip-Poker“ muss also jeder, der gewinnen will, seine Bildungslücken offenbaren. Für einen Kollegen hat das schließlich gravierende Folgen: Nachdem er zugegeben hatte, noch keine Zeile aus dem *Hamlet* gelesen zu haben, erhält er die für ihn vorgesehene Anglistikprofessur nicht mehr.<sup>12</sup> Hätte er doch besser gelogen! Dann wäre er zwar kein bisschen kompetenter oder gebildeter gewesen, aber es hätte halt niemand bemerkt.

Dass auch Studierende die Phantomlektüre pflegen, darf man ihnen vor diesem Hintergrund nicht vorwerfen. Früher gab es dafür den Kindler, jetzt Wikipedia. Noch erschreckender als die intellektuelle Heuchelei ist allerdings die Tatsache, dass die Phantomlektüre meistens gar nicht auffällt. Das wiederum liegt nicht am Überangebot an Texten, sondern an einer falschen Unterrichtsplanung, die einfach voraussetzt, dass die Studierenden die Texte gelesen haben, und die einfach so weiter macht, auch wenn von 25 Personen nur die beiden Referenten sich eingelesen haben. Im schlimmsten Fall

---

<sup>11</sup> Heinz Schlaffer ist der Frage der vollständigen Lektüre nachgegangen und stellt die These auf, dass sie der Sonderfall einer philologischen Pflicht sei, weil gewöhnlich anders gelesen werde, nämlich in Teilen mit geringerer oder größerer Aufmerksamkeit. Dementsprechend äußert er sich auch zur Phantomlektüre, die er als „vorgetäuschte Lektüre“ bezeichnet. Vgl. SCHLAFFER, „Der Umgang mit der Literatur“, 3 und 9f.

<sup>12</sup> LODGE, *Ortswechsel*, 117 und 164ff.

folgt im Seminar dann Referat auf Referat und alles rauscht folgenlos an den übrigen Kommilitoninnen und Kommilitonen vorbei.

### *Todsünde 5: Das Wuchern der Literaturtheorien*

Der Vorrang der Sekundärliteratur wirkt sich nicht nur auf den Umgang mit den Primärtexten aus. Denn damit die literaturwissenschaftliche Forschung eigenständig sein kann, benötigt sie natürlich ihre eigenen Theorien, eben die Literaturtheorie und die damit verbundenen Paradigmenwechsel. Damit steigt der Börsenwert der Literaturtheorie unglaublich an: Wer Literaturtheorien liefert und Paradigmen durchsetzt, ist ein Heros seiner Zunft. Während Literaturwissenschaftler, die selbst Literatur verfassen, schnell als unwissenschaftlich stigmatisiert werden, wird Literaturtheorie zum wissenschaftlichen Adelsprädikat. Dementsprechend hoch war der Ausstoß an Literaturtheorien nach dem Zweiten Weltkrieg, und nicht selten waren diese so komplex, dass sie ihre eigene Sekundärliteratur hervorbrachten, also eigentlich eine Tertiärliteratur, in welcher der Spezialist den Spezialisten erklärt. Nicht mehr die Literatur ist erklärungsbedürftig, sondern die Theorie von der Literatur. Nobelpreisträger Mario Vargas Llosa ist 1998 dabei der Kragen geplatzt und er hat die in der Literaturwissenschaft zum Teil gierig aufgenommen Theorien von Jacques Derrida, Julia Kristeva oder Paul de Man schlichtweg als Scharlatanerie bezeichnet.<sup>13</sup> Wie absurd diese Praxis ist, wird anschaulich, wenn man sie auf andere Tätigkeiten überträgt: Man stelle sich einmal vor, dass jemand, der selbst gar nicht kochen kann, eine so komplexe Theorie des Kochens verfasst, dass ein anderer – der ebenfalls nicht kochen kann – wiederum diese Theorie auslegen muss. Beide würden ziemlich schnell verhungern.

Das Primat der Sekundärliteratur führt weiterhin dazu, dass in der Literaturwissenschaft quantitativ viel zu viel publiziert wird: zur Qualifikation, Weiterqualifikation sowie um den quantitativen Paradigmen der wissenschaftlichen Leistungsmessung zu entsprechen. Publikationen sind für das Ranking kennzahlenrelevant, die Erfahrung der Sinnlichkeit des Gegenstands Literatur hingegen nicht. Die Prüfungsinstrumente, die wir haben, erlauben es nicht, dass angehende Literaturwissenschaftler oder Studierende sich mit sinnlicher Erfahrung profilieren oder

---

<sup>13</sup> Vgl. VARGAS LLOSA, „La Bruja que pasa llorando“, 39.

qualifizieren könnten. Während in der Musik das Vorspielen ein zentraler Prüfungsaspekt ist, hat man die Rezitation in der Literaturwissenschaft einfach den Sprecherziehern und Sprechkünstlern überlassen. Und warum verlangt man von Studierenden und Literaturwissenschaftlern eigentlich nicht, selbst literarische Texte zu verfassen?

Kreative und performative Leistungen, die sich mit der Sinnlichkeit des Gegenstands Literatur unmittelbar verbinden lassen, sind überhaupt nicht eingeplant, nicht weil sie nicht möglich wären, sondern weil der Umgang mit Literatur ganz auf die wissenschaftliche Karriere eingeschränkt bleibt, die maximal 5% der Studierenden einschlagen. Damit geht weitaus mehr verloren, als gewonnen wird. Die Literaturwissenschaft verleugnet einen essenziellen Anteil des Gegenstands selbst und sündigt zum sechsten Mal:

### *Todsünde 6: Literatur verliert ihren Erlebnischarakter*

In der Lehre ist das Erleben von Literatur nicht vorgesehen, löbliche Ausnahmen bilden die Theater- und Schreibgruppen, falls sie denn als Studienleistung anerkannt werden. So bleibt das Erlebnis des Gegenstands wie die Religion Privatsache, und die Literaturstudenten werden mit der Literatur allein gelassen. Vielleicht war dies in einer Zeit möglich, in der Literatur fest zum bürgerlichen Bildungskanon gehörte und Rezitationen von Gert Westphal kleine gesellschaftliche Ereignisse waren. Aber wie bereits Hans-Jörg Neuschäfer betonte, haben sich die Bildungsvoraussetzungen grundlegend geändert.<sup>14</sup> Kaum ein Studierender ist philologisch lesefähig, wenn er an die Universität kommt. Ein Literaturseminar kann also gar nicht zu den vermeintlichen geistigen Höhen der Meta-Ebenen hinauf, ohne dass den Studierenden der Atem aus- und die Lust vergeht. Literaturunterricht hätte somit zunächst einmal die Lesefähigkeit zu sichern und zu fördern. Tut er das nicht, ist von vornherein alles verloren.

### *Todsünde 7: Mangelnde Standardisierung*

Nun ist systematische Literaturgeschichte seit der Bologna-Reform schon aus vielen romanistischen Instituten Deutschlands verschwunden. Man beschränkt sich bereits

---

<sup>14</sup> NEUSCHÄFER, „Philologie und Aufklärung“, 172.

weitgehend auf die Literaturanalyse, die als eine allgemeine Text- und Analysekompetenz verstanden und in den Einführungskursen vermittelt wird. Auch Ansätze zum formalen Erleben der Literatur sind in den Teilbereichen Metrik und literarische Rhetorik zumindest vorgesehen.

Die Einführung wird damit zum wichtigsten Kurs in der literaturwissenschaftlichen Ausbildung, dementsprechend viel Bedarf besteht an „Einführungen in die Literaturwissenschaft“, von denen eine ganze Reihe auf dem Markt und in den Bibliotheken angeboten werden, für die französische Literatur diejenigen von Thomas Klinkert, von Maximilian Gröne, Frank Reiser und Rotraud von Kulesa, von Jochen Mecke und Hermann Wetzel, von Susanne Hartwig und Hartmut Stenzel sowie die bereits älteren Einführungen von Jürgen Grimm, Frank-Rutger Hausmann und Christoph Miething und schließlich diejenige von Erich Reisen. Dass Verlage ein Interesse an Einführungen haben, liegt auf der Hand, für die wissenschaftliche Ausbildung führt dieses Überangebot jedoch dazu, dass die Orientierung verloren geht. Denn selbstverständlich unterscheiden sich diese Einführungen alle voneinander.

Besonders krass wird dies für die Studierenden in terminologischen Fragen. Selbst bei den Strukturalisten wuchert es terminologisch so sehr, dass die Autoren Martínez und Scheffel in ihrer beliebten *Einführung in die Erzähltheorie* erst einmal terminologische Überblickstabellen erstellen, um anschließend natürlich auch noch eine eigene Vorgehensweise zu entwickeln.<sup>15</sup> Wie sollen sich Studierende darin zurechtfinden? Wie sollen Lehrer damit umgehen? Ich glaube in unserem Fach wird die Freiheit der Forschung oft ziemlich willkürlich ausgelegt, weil darunter eigentlich nichts anderes verstanden wird, als dass man erforschen kann, was man will und sich von niemandem etwas zu sagen lassen braucht. Aber man stelle sich einmal vor, die Mediziner würde dies genauso machen. Dann hätten alle Krankheiten je nach Standort einen anderen Namen und es wären weder eine effiziente Behandlung noch eine internationale Forschung möglich. Doch genau solch ein Wildwuchs herrscht in der Romanistik, hier treibt jeder, was er will. Ich finde dies zwar auch angenehmer, als mich mit anderen auf Standards für die Lehre zu einigen, aber wir können uns dies einfach nicht erlauben, ohne dem Fach schweren Schaden zuzufügen.

---

<sup>15</sup> MARTÍNEZ/ SCHEFFEL, *Einführung*, 26.

Dass dies noch kaum einem Fachfremden aufgefallen ist, liegt bloß an der Narrenfreiheit, die wir genießen. Denn uns rettet nur, dass es niemandem schlechter geht, wenn wir unfähig sind, eine terminologische Infrastruktur aus dem Methodenpluralismus zu entwickeln. Dabei wäre es so einfach, eine zentrale Einrichtung zu schaffen, die für Standards sorgt, denn es gibt ja bereits die Verbände, und das Internet bietet die Möglichkeit, ein zentrales Wörterbuch einzurichten. Leider hat bisher niemand diese Verantwortung übernommen. Anstatt am Fundament zu arbeiten, wollen wir alle immer nur das Dach verschönern.

Während bei Sammelbänden und Einführungen ein Überangebot herrscht, gibt es bei einer anderen wissenschaftlichen Gattung einen ebenso schmerzlichen wie bezeichnenden Mangel: nämlich beim Forschungsbericht. Seitdem die Wissenschaftliche Buchgesellschaft die Reihen „Erträge der Forschung“ und „Wege der Forschung“ eingestellt hat, tut sich in dieser Hinsicht kaum noch etwas. Für mich ist das ein deutliches Symptom der fachlichen Irrfahrt, denn Forschungsberichte erfüllen eine zentrale Funktion für die wissenschaftliche Gemeinschaft, und angesichts der breiten Literaturwissenschaft, die pro Autor eine eigene Forschungstradition hervorbringt, sind Forschungsberichte ein unerlässliches Instrument, um das Wissen zugänglich zu machen und uns gegenseitig Arbeit abzunehmen.

Wer aber schreibt noch Forschungsberichte? Lieber werden weitere drei Sektionsbände herausgegeben, als dass man sich an diese Arbeit macht. Woher kommt unsere befremdliche Verantwortungslosigkeit dem eigenen Fach gegenüber? Wahrscheinlich liegt es einfach daran, dass Forschungsberichte ein großer Aufwand sind, zwar gerne von allen genutzt werden, aber einen in der Karriere kaum weiterbringen. Schlimmer noch: Manche sehen Forschungsberichte geradezu als unwissenschaftlich bzw. als reine Kompilationsarbeit oder als lästige Pflichtübung zur Einleitung von Masterarbeiten und Dissertationen an. Dabei weiß ein jeder es besser, der schon einmal einen gelungenen Forschungsbericht gelesen hat. Nicht nur, dass es einer umfassenden wissenschaftlichen Erkenntnis und Erfahrung bedarf, um Gewichtungen vornehmen zu können, auch die Forschungslücken werden eigentlich erst durch Forschungsberichte sichtbar. Nicht Peer-Reviewte-Artikel, nicht Herausgeberschaften, sondern Forschungsberichte sollten nach den Qualifikationsschriften am höchsten bewertet werden und ein leuchtender Zacken in der wissenschaftlichen Krone sein.

Manchmal fragt man sich, wofür wir die romanistischen Verbände eigentlich haben. Wollen sie wirklich nur ihre eigenen Tagungen und Sommerschulen organisieren sowie Dissertationspreise vergeben? Warum sind wir unfähig, pragmatische Lösungen zur Standardisierung zu finden? Warum fassen die Verbände nicht den Mut, auch inhaltlich zentrale Strukturen aufzubauen, wie zum Beispiel in Form eines online Romanistik-Lexikons? Sitzt der Föderalismus wirklich so fest in unseren Köpfen, dass wir den Blick für das Ganze verloren haben und fachliche Anarchie und Willkür einer pragmatischen Standardisierung vorziehen? Warum muss alles immer der Initiative einzelner überlassen bleiben, die notwendig beschränkt ist, wie etwa diejenige von Baasner und Kuon, die mutig genug waren, einen Kanon für deutsche Romanistik-Studenten zu erstellen und auf zwanzig Texte pro Fach zu beschränken – eine kluge Lösung für die 95% Studierenden, die nicht promovieren möchten.<sup>16</sup>

Unsere Unfähigkeit zu pragmatischen Lösungen bei der Standardisierung geht aber nicht nur auf die großen Rahmenstrukturen zurück, vor allem dürfte sie ein Ergebnis der typischen solitären Forschung von Geisteswissenschaftlern sein.

### *Todsünde 8: Das Primat der solitären Forschung*

Die romanistische Literaturwissenschaft hat weder in der Lehre noch in der Forschung Methoden des kollektiven Arbeitens gepflegt, entwickelt und kaum je ausprobiert.<sup>17</sup> Studierende schreiben ihre Hausarbeiten ebenso allein wie die Forschenden ihre Artikel. Gewiss, das Prüfungsrecht geht von Einzelleistungen aus, aber das hindert einen nicht an romanistischer Kollektivforschung, sobald man seine Prüfungen bestanden hat. Während andere Disziplinen längst begriffen haben, dass der einzelne in der heutigen komplexen wissenschaftlichen Umgebung kaum noch etwas zu bewegen vermag, bleiben kollektive Arbeitsformen in der Romanistik die große Ausnahme. Liegt es an der autonomen Stellung der Professorinnen und Professoren, die außer beflissenen Zuarbeitern niemand anderen benötigen? Oder an einem anachronistischen romanistischen Kult um das Originalgenie? Wenn Letzteres zuträfe, wäre die Rhetorik um die

---

<sup>16</sup> Dazu gibt es noch weitere Hinweise zum Selbststudium. Vgl. BAASNER/KUON: *Was sollen Romanisten lesen?*, 39-41.

<sup>17</sup> Wie immer gibt es auch hier löbliche Ausnahmen und Ansätze. So hat Birgit Schädlich in einer Rezension den Sammelband von Koch, Schmitz und Lang kürzlich ausdrücklich auch dafür gelobt, dass er methodisch Fachwissenschaftler mit Fachdidaktikern zusammenführte. Vgl. SCHÄDLICH, „Rezension“, 207f.

so genannten „großen Romanisten“ entlarvend.<sup>18</sup> Die von Klaus Ertler herausgegebene Reihe mit biografischen Berichten von Romanisten nennt sich im Untertitel „Sternstunden der neueren Fachgeschichte“ (ab 2007-) und ist mittlerweile in sechs dicken Bänden erschienen. Hier entsteht der Eindruck, dass die neuere Fachgeschichte quasi nur aus Sternstunden bestanden hat, wobei die Sterne scheinbar am Himmel beieinander stehen, in Wirklichkeit jedoch Lichtjahre voneinander entfernt sind.

Der Vorrang der solitären Forschung geht einher mit dem schon lange kritisierten Primat der Forschung überhaupt, die höher eingeschätzt wird als die Lehre. Die Höherbewertung der Forschung führte nicht nur dazu, dass didaktisch meist völlig ungeschulte Hochschullehrer in Amt und Würden gesetzt wurden, sondern hatte auch noch den Nebeneffekt, dass die Sprach- und rhetorische Kompetenz in der literaturwissenschaftlichen Lehre gänzlich ignoriert bzw. den Studierenden überlassen wurde.

### *Todsünde 9: Unzureichende Nutzung des Literaturstudiums für Spracherwerb und Rhetorik*

Traditionellerweise wurde in der Romanistik in deutscher Sprache geforscht, dementsprechend werden Hauptseminare weiterhin mehrheitlich auf Deutsch gehalten. Die Standardbegründung dafür lautet, das wissenschaftliche Niveau könne in der Fremdsprache nicht gehalten werden. Damit gestehen wir allerdings bloß unsere eigene Unzulänglichkeit ein. Es ist stets ein endemisches Problem der deutschen Romanistik gewesen, dass die aktive Sprachkompetenz selbst ihrer angesehensten Vertreter oft peinlich gering ausfiel. Das wird meistens verschwiegen, um Kollegen und Studierende in der schönen Illusion der Mehrsprachigkeit zu wiegen. Dies gilt in besonderem Maße für die Literaturwissenschaft, die stets etwas überheblich auf die sogenannte Sprachpraxis hinabblickt, ganz so als ob Literatur keine Form der Sprachpraxis sei und als ob die Sprache, mit der sich die universitäre Sprachpraxis beschäftigt, eigentlich eine ganz andere sei. Nun schaden wir natürlich niemandem, wenn wir einfach so tun, als wüssten alle alles und als sprächen alle perfekt die Zielsprachen. Wir schaden damit niemandem, wir machen uns nur dabei lächerlich. Für den Berufsmarkt hat dies jedoch schlimme Folgen, deren Dramatik Victor Klemperer seinem Tagebuch anvertraute, als

---

<sup>18</sup> Siehe stellvertretend Gumbrecht, *Vom Leben und Sterben der großen Romanisten*.

er im November 1933 mit der Gefahr konfrontiert wurde, dass die Nazis ihn seines Amtes entheben könnten: „Und was soll ich anfangen, wenn man mich hier entläßt? Ich kann *nichts* Praktisches, nicht einmal französisch *sprechen* und *schreiben*. Ich kann nur Literaturgeschichte machen.“<sup>19</sup>

Und wer so mutig war, in aller Öffentlichkeit von dieser Schwäche der deutschen Romanistik zu sprechen, suchte mitunter aus der Not eine Tugend zu machen wie etwa Mario Wandruszka:

In der Liebe der alten deutschen Romanisten zu ihrer Romania steckte oft eine rührende deutsche Gelehrtenliebe zu unseren südlichen Nachbarn, zu einer leichteren, freieren mediterranen Lebensart, zum vielgestaltigem Ausdrucksreichtum ihrer Sprachen und Literaturen, über die man ein profundes und subtiles theoretisches Wissen besaß, wenn man auch selbst diese Sprachen meist nur recht unvollkommen sprach und aussprach, – seltsame Verbindung einer tief erlebten verstehenden romanischen Mehrsprachigkeit und einer professoralen Hilflosigkeit in ihrer alltäglichen Ausübung.<sup>20</sup>

Auch der Literaturwissenschaftler Jürgen von Stackelberg gesteht in seinen Memoiren, dass ihm zwar das „Parlieren“ leicht gefallen sei, er mit Ausnahme des Französischen jedoch mehr improvisiere „als gut tut“. Ähnlich wie Wandruszka begründet auch er dies damit, dass Sprachbegabung vielleicht gar nicht so wichtig sei, weil man ja auch die Theorie zu vermitteln habe<sup>21</sup> – ein merkwürdiges Argument im Rahmen einer Ausbildung, von der wenigstens Sprachkompetenz erwartet wird. Würde man einen Chirurgen auf die Patienten loslassen, der zwar nicht wirklich operieren kann, dafür aber in der Theorie des Skalpells brilliert?

Nun sind die früheren Generationen von Romanisten in dieser Hinsicht gewiss zu entschuldigen. In der Frühphase der Romanistik hatten die älteren Sprachstufen im Vordergrund gestanden und eine Tradition geschaffen, die sich auch im 20. Jahrhundert noch lange fortsetzte. Erst in jüngerer Zeit ist Altfranzösisch tatsächlich mehr oder weniger aus den Curricula verschwunden. Und wer in der Nachkriegszeit aufgewachsen ist, hatte deutlich weniger Möglichkeiten, länger ins Ausland zu gehen. Die gymnasiale Fremdsprachendidaktik richtete sich nach dem Vorbild des Lateinischen, pflegte Grammatik- und Übersetzungsübungen und vermittelte kaum mündliche Kompetenz.<sup>22</sup>

---

<sup>19</sup> KLEMPERER, *Ich will Zeugnis ablegen*, 55.

<sup>20</sup> WANDRUSZKA, „Deutsche Romanistik“, 29.

<sup>21</sup> STACKELBERG, *Die Überwindung der Fremdheit*, 18f.

<sup>22</sup> Weiteres dazu bei FÄCKE, *Fachdidaktik Französisch*, 33f.

Erst als die Schule auf Mündlichkeit umstellte und konsequent in der Fremdsprache unterrichtete, kam es zu einem Schisma in Sachen Sprachkompetenz, denn die Universität stellte ihre Didaktik nicht um. Dies führte zu der absurden Situation, dass Französischschüler sich nach dem Abitur mündlich oft sicherer fühlten, als nach dem Französisch-Studium.

Wer in den 1960er, 70er und 80er Jahren eine Professur erhielt, für den bestand Romanistik somit vor allem aus Arbeit an historischen Texten. Diese Generationen besaßen zwar hervorragende passive Sprachkenntnisse (auch der historischen Sprachstufen), waren dementsprechend aber meist ungeübt im Sprechen und Schreiben in der Fremdsprache. International gesehen drängte dies die deutsche Romanistik in die Isolation: Da man auf Deutsch publizierte, wurde die Forschung wenn überhaupt von deutschsprachigen Kollegen wahrgenommen. Auf internationalen Tagungen konnte dies zu ziemlich peinlichen Situationen führen. Noch in den 2000er Jahren wurde ich Zeuge, wie auf einer Veranstaltung der deutschen Dante-Gesellschaft der renommierte Italianist Zygmunt G. Baranski einen brillanten Vortrag über Petrarca in einem ebenso brillanten Italienisch hielt. Als er geendet hatte, lag eine beklemmende Stille über dem Saal. Keiner der deutschen Fachkollegen wagte es, eine Frage zu stellen, obwohl sie sich schon seit Jahrzehnten mit der Materie befasst hatten. Man ging schnell in die Kaffeepause über und ließ das rhetorische und intellektuelle Feuerwerk einfach verpuffen. Es war beschämend. Ich selbst nehme mich davon nicht aus, denn ich hätte ja auch eine Frage stellen können.

Mit der Aufwertung der mündlichen Sprachkompetenz in den schulischen Curricula ist die deutschsprachige universitäre Lehre der Romanistik unter noch größeren Druck geraten. Mittlerweile werden vermehrt Hauptseminare in der Zielsprache angeboten. Die Romanisten, die in den 1990er und 2000er berufen wurden, zu denen ich zähle, dürften in Sachen Sprachkompetenz einer Übergangsgeneration angehören, und wenn ich die teilweise beeindruckende mündliche und schriftliche Sprachfähigkeit einiger Nachwuchsforscherinnen und -forscher auf Tagungen erlebe, so deutet einiges darauf hin, dass die deutschsprachige Romanistik ihren notorischen Mangel an aktiver Sprachkompetenz in Zukunft endlich überwinden wird. Traurig ist daran für mich nur, dass sie dies kaum ihrer eigenen Leistung, sondern wohl eher dem

neuen medialen Umfeld, der stärkeren internationalen Durchmischung der Gesellschaft und der höheren internationalen Mobilität zu verdanken haben dürfte.

Aber diese Entwicklungen befreien uns nicht von der Pflicht, auch das Literaturstudium in diese Aufgabe mit einzuspannen. Es gibt eine signifikante Lücke in unseren Lehrmaterialien, die aufzeigt, wie sträflich man die literaturwissenschaftliche Kompetenz in der Fremdsprache vernachlässigt hat. Sucht man nach einem praktischen Lernwortschatz der Literaturwissenschaft deutsch-französisch, so gibt es schlichtweg gar nichts. Was sagt das über die deutsche Romanistik aus? Nehmen wir einmal die 1960er Jahre als eine Phase der Verwissenschaftlichung der Literaturwissenschaft durch den Strukturalismus an, dann hat man es seit über fünfzig Jahren nicht für nötig befunden, das analytische Instrumentarium auch zielsprachlich zu vermitteln, um so einen Weg für Seminare in der Zielsprache auf wissenschaftlichem Niveau zu ebnen.

Dabei geht der Literaturwissenschaft selbst einiges verloren. Denn die Möglichkeit, Literatur in der Fremdsprache im Seminar zu diskutieren, rückt auch den Gegenstand Literatur für die Studierenden in ein anderes Licht, weil es die Auseinandersetzung mit Texten mit neuem Sinn und praktischem Erleben füllt.

\*

Mein Fazit: Nicht allein die gern bemühten Feindbilder Bologna-Reform, neoliberale Hochschule oder der Bedeutungsverlust bürgerlicher Bildung tragen die Schuld an der Misere der Literaturwissenschaft, den größten Anteil daran hat sie selbst. Bringen wir Komponenten des Erlebens und des Performativen in die Seminare. Schaffen wir Raum für einen kreativeren Umgang mit Literatur. Machen wir erlebbar, dass Literatur und Literaturwissenschaft kein notwendiges Übel zum Erwerb von ECTS sind, sondern ein Instrument der Erkenntnis, dass sie die rhetorische Kompetenz, die Persönlichkeitsentwicklung fördern und die Lebensqualität steigern. Haben wir den Mut, kollektive Formen des Forschens und Lehrens zu entwickeln,<sup>23</sup> und nutzen wir endlich das Literaturstudium als Ort der Debatte in der Zielsprache. Brechen wir mit den Illusionen und dem intellektuellen Schattenboxen aus Phantomlektüre und überbewerteter Theorie. Kehren wir die Verhältnisse wieder um: Machen wir Primärliteratur primär und Sekundärliteratur sekundär. Haben wir den Mut zur pragmatischen Standardisierung und nutzen wir dazu die romanistischen Verbände. Diskutieren wir weniger über die

---

<sup>23</sup> Siehe dazu diverse konkrete Vorschläge in JUNKERJÜRGEN (Hg.), *Kooperatives Lehren*.

Zukunft der Literatur, der Literaturwissenschaft oder der Romanistik selbst und fangen wir lieber damit an, sie aktiv umzugestalten.

## Literaturverzeichnis

### Primärliteratur

- GRASS, GÜNTER: *Ein weites Feld*, München: DTV 1998.  
 HOUELLEBECQ, MICHEL: *Soumission*, Paris: Flammarion 2015.  
 LODGE, DAVID: *Ortswechsel*, übers. v. Renate Orth-Guttman, Frankfurt a. M.: Ullstein 1996.

### Sekundärliteratur

- BAASNER, FRANK/ KUON, PETER: *Was sollen Romanisten lesen?*, Berlin: Erich Schmidt Verlag 1994.  
 BAYARD, PIERRE: *Comment parler des livres que l'on n'a pas lu*, Paris: Minuit 2007.  
 ERTLER, KLAUS-DIETER (Hg.): *Romanistik als Passion. Sternstunden der neueren Fachgeschichte*, 4 Bde., Wien [u.a.]: Lit-Verlag 2007-2015.  
 ETTE, OTTMAR: „Romanistik in Bewegung oder Für eine transareale Literaturwissenschaft“, JULIAN DREWS/ ANNE KERN/ TOBIAS KRAFT u.a. (Hgg.): *Romanistik in Bewegung. Aufgaben und Ziele einer Philologie im Wandel*, Berlin: Kadmos 2017, 237-258.  
 FÄCKE, CHRISTIANE: *Fachdidaktik Französisch. Eine Einführung*, Tübingen: Narr 2010.  
 GUMBRECHT, HANS-ULRICH: *Vom Leben und Sterben der großen Romanisten*, München: Carl Hanser 2002.  
 HAUSMANN, FRANK-RUTGER: „Vordenker der Vernichtung, Kriegstreiber, Ignoranten oder unpolitische Idealisten – die ‚Deutsche Romanistik‘, das ‚Dritte Reich‘ und wir“, *Romanistische Zeitschrift für Literaturgeschichte* 26 (2002), 145-158.  
 JUNKERJÜRGEN, RALF (Hg.): *Kooperatives Lehren und Lernen in den Fremdsprachenphilologien. Theoretische Annäherungen und praktische Beispiele aus Schule und Hochschule*, Baltmannsweiler: Schneider 2017.  
 KLEMPERER, VICTOR: *Ich will Zeugnis ablegen bis zum letzten. Tagebücher 1933-1941*, hg. v. WALTER NOWJOJSKI, Berlin: Aufbau 2015.  
 MARTÍNEZ, MATÍAS/ MICHAEL SCHEFFEL: *Einführung in die Erzähltheorie*, München: Beck 1999.  
 NEUSCHÄFER, HANS-JÖRG: „Philologie und Aufklärung. Über den kulturwissenschaftlichen Auftrag unseres Fachs“, *Romanistische Zeitschrift für Literaturgeschichte* 26 (2002), 171-182.  
 NORDAU, MAX: *Entartung*, Bd. 1, Berlin: Duncker<sup>2</sup>1893.  
 SCHÄDLICH, BIRGIT: „Rezension zu: Koch, Corinna; Schmitz, Sabine; Lang, Sandra (Hgg.): *Dialogische Krimianalysen. Fachdidaktik und Fachwissenschaft untersuchen aktuelle Repräsentationsformen des französischen Krimis*. Frankfurt a. M.: Peter Lang, 2017“, *ZRomSD* 12.1 (2018), 200-208.

- SCHLAFFER, HEINZ: „Der Umgang mit der Literatur. Diesseits und jenseits der Lektüre“, *Poetica*, 31.1/2 (1999), 1-25.
- SONTAG, SUSAN: „Against interpretation“ (1964), dies.: *Against Interpretation and Other Essays*, New York: Farrar Straus Giroux 1986, 3-14.
- STACKELBERG, JÜRGEN VON: *Die Überwindung der Fremdheit: Memoiren eines engagierten Romanisten*, Bonn: Romanistischer Verlag 2005.
- STENZEL, HARTMUT: „Literaturwissenschaft – Landeskunde – Kulturwissenschaft oder: die verdrängten Probleme eines hybriden Fachs. Anmerkungen zur Situation der Romanistik“, ANSGAR NÜNNING/ ROY SOMMER (Hgg.): *Kulturwissenschaftliche Literaturwissenschaft. Disziplinäre Ansätze – Theoretische Positionen – Transdisziplinäre Perspektiven*, Tübingen: Gunter Narr 2004, 55-78.
- VARGAS LLOSA, MARIO: „La Bruja que pasa llorando“, *Caretas* 1528 (1998), 39-40.
- WANDRUSZKA, MARIO: „Deutsche Romanistik: Kritische Bilanz und Perspektive“, FRITZ NIES/ REINHOLD GRIMM (Hgg.): *Ein ‚unmögliches Fach‘: Bilanz und Perspektiven der Romanistik*, Tübingen: Gunter Narr 1988, 27-39.